



Reinhard Jirgl

„Gewalt gehört als das äußerste Mittel
zu jedem Dispositiv politischer Macht“

Romanauszug – Gespräch – Vortrag

Inhalt

Reinhard Jirgl

Genealogie des Tötens, Teil I

Heart of Clay 3

Reinhard Jirgl und Carsten Gansel

„Kritik findet sich in der verwendeten Form, nicht im Inhalt des Geschriebenen“ –

Ein Gespräch 9

Reinhard Jirgl

„Von der Idee der Revolution zur Praxis der Regression –

der Neue Konventionalismus“ 17

Porträtaufnahme Privat

Herausgeber Gießener Hochschulgesellschaft

Schriftleitung Prof. Dr. Peter von Möllendorff
Institut für Altertumswissenschaften
Justus-Liebig-Universität
Philosophikum I, Otto-Behaghel-Straße 10 G
35394 Gießen
peter.v.moellendorff@klassphil.uni-giessen.de

Redaktion Dr. Angelika Müller-Scherf
Postfach: Ludwigstraße 23
35392 Gießen
Telefon 06409 804312
angelikamuellerscherf@googlemail.com

Druck Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

Reinhard Jirgl

Genealogie des Tötens, Teil I

Gekürzter Textauszug

Als im Jahr 1572 die in Prag lebenden Juden wieder einmal von einem Pogrom bedroht waren – und dieses Mal ließ die haßschwelende Front des Mobs besonders starke Ausschreitungen erwarten –, schickten in ihrer Not die jüdischen Einwohner eine Gesandtschaft an den Kaiser Rudolph II. mit der Bitte um Schutz. Sie konnten nicht wissen, daß ebendieser Kaiser aus politischen Gründen seinen protestantischen Untertanen Reichtum und Einfluß versprochen hatte auf Kosten der jüdischen Bevölkerung; das bevorstehende Pogrom geschah auf Veranlassung des Kaisers. So erfuhr die Bitte der jüdischen Abordnung um kaiserlichen Beistand eine Abfuhr, der Schutz wurde ihnen verwehrt. Unverrichteter Dinge kehrten die Boten ins Ghetto zurück. Voller Furcht bestürmten sie daraufhin den Rabbi Löw, denn es war bekannt, daß dieser Rabbiner über sprachmagische Kenntnisse verfügte.

Als der Rabbi auf diese Weise von der Not seiner Gemeinde durch das drohende Pogrom erfuhr, schuf er eines Nachts, zu der vom „*Buch der Schöpfungen*“ vorgeschriebenen Stunde, aus Lehm einen künstlichen Beschützer gegen die Bedrohung von Menschen durch Menschen : den Übermenschen Golem.

Tief unter der ruinierten Oberfläche aller sozialen Verträge schlägt durch die Zeiten Vergangenheit Gegenwart Zukunft hindurch das Herz der Sprach-Maschine dem *Verlorenen Posten*.

Heart of Clay

In einer Bar aus Edelstahl auf wendelförmigem Hocker sitzend ich, vor mir in 1 langen, spiegelnden Kelch das Getränk. Nacht od Morgen: der Barraum hat keine Fenster. Hier unter der Erde ist Zeit zu Spiegeln geronnen, was hineinfällt, erstarrt. Wieviel Zeit ist vergangen seit meinem Eintritt hier. Keine Erinnerung. Blackout nach durchsoffener Nacht. Bleibt die Furcht vor der Wirklichkeit des Geschehens in diesen Stunden, von denen ich nichts weiß. Fremd Ort + Leute, sprechend/summend Sprachen, die ich nicht versteh. Wie konnte ich an 1 Ort geraten wie diesen. Keine Erinnerung. 1 Ort in einem Land, in dem akuter Krieg nicht ausgebrochen scheint; auf den Straßen lagen weggeworfen mitunter nur flüchtig angerauchte Zigaretten, dem sicheren Zeichen für Frieden. Beobachtung von allen Seiten. Ich wage nicht, den Anwesenden in der Bar mein Gesicht zuzukehren, ins Zentrum des Summens zu schau. Meine Blicke irren wie das Zielfernrohr einer Waffe durch den Raum + begegnen dem Mienen-Feld starrer Augen von Männern + Fraun – Körper wie Projektile während eines stummen Countdown – 1 falsche Bewegung kann diese Maschinerie auslösen. Ich trinke den Kelch in 1 Zug leer. Während ich dem herben Geschmack nachspüre, fühl ich auf mich gerichtet 1 prüfenden Blick. Eine Frauenstimme sagt: DER ERSTE MORD IST DER SCHWERSTE. DIE SPÄTEREN HÖRT MAN ZU ZÄHLEN AUF.

Die ersten Worte hier in meiner Sprache. Woher das Wissen dieser Fremden; erkennt man den Deutschen schon am Geruch. Stimme + Manier, Gespräche mit Fremden zu eröffnen, erinnern an 1 Frau, die mich vor Jahren verließ. In den Stunden jenseits meines Schreibtisches im Büro hab ich nicht viele Frauen kennengelernt; für mich ist diese Manier unverwechselbar.

So mögen Schachspieler an typischen Zügen einander stets erkennen. Aufschauend sehe ich im Spiegel hinter der Bar das Gesicht dieser Frau, ihre Schönheit erstarrt mich wie ein Frost. Die Augen, ein zwingendes Grau, fixieren mein Abbild im Spiegel, ihre Mundwinkel im Nachhall der Worte in 1 dünnen Spur Lächeln, die Lippen aus Mohn, das bekannte Bild aus dem Erinnern. Und Fremdheit jetzt: Der mir zugekehrte Teil ihres Kopfes ist vollkommen kahl, die Kopfhaut im violetten Schimmer. Im Spiegel seh ich auf der abgewandten Kopfseite glattes braunes, auf die Schulter fallendes Haar. Sie hat inzwischen 1 Zigarette angezündet + bläst den Rauch langsam über die Lippen (ihr Bild im Spiegel löst sich auf wie Wolken im Wind). Auf ihre Bemerkung hab ich nichts zu erwidern gefunden. Sicher hat sie keine Antwort erwartet, sie hatte nur den 1. Zug in diesem Spiel getan. Ich bin entschlossen, mein Erkennen zu verbergen + meine Anonymität zu benutzen; ich will soviel wie möglich von den Jahren dieser Frau nach unsrer Trennung erfahren. / Die Frau verläßt ihren Platz – meinem Spiegel 1 letzter, abschätzender Blick – ich wende mich aus dem Silber zu ihr : Körper gegen Körper. Sie geht an mir vorüber durch den Saal die Treppe hinauf zum Ausgang der Bar (von draußen weht 1 Rest Nacht), schwarzer Stoff von geraden Schultern herab diesen Körper umfließend. Ich folge ihr rasch die Stufen hinauf + hinaus in die große, dunkel gefleckte Nacht. / DRAUSSEN. Mauern + Fassaden nebeneinander gepercht hoch aufgerichtet wie Schilde düstrer Titanenheere, über den Giebeln fängt sich Rauschen aus Wind Nacht Stadt. An Häusern + Mauern Spruchbänder in für mich unverständlicher Sprache: Reklameschilder od amtliche Siegesmeldungen, freundliche Aufforderungen zu Persil + Totschlag. / Fern, gegen das Ende einer Straße, verhallend ihre Schritte. Mit dem Instinkt der Frau, Beute zu sein, hat sie mein Folgen bemerkt.

Mein Schatten, einen Weg in die Gasse vorauszeichnend, rührt fast bis an ihre Schritte. Während ich übers Pflaster eile in Furcht, diese Frau noch einmal aus den Augen zu verlieren, hab ich den Eindruck 1 Kinderei, 1 pubertären Albernheit: Ich stelle 1 Frau nach, jage sie od: sie mich, durch obskure Stadtviertel (zunehmend teils stillgelegte, teils ausgebombte od anderen Katastrophen zum Opfer gefallene Industriefanlagen, in der Luft Ruinengestank aus Mörtelstaub + zerstörtem Stein, der Atem schindet die Kehle wund) : Woher die Gewißheit, *der* Frau begegnet zu sein. Hätt ich sie angesprochen dort in dieser Bar, Bunker voller Spiegel –: So hab ich nichts außer 1 Satz + Masken aus dem Keller meines Erinnerns. Meine Kehle scheint zu eng für diese Luft. Die Frau geht jetzt um 1 Hausecke in eine andere Straße, ich muß eilen, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Diesmal renne ich, zerre die Krawatte vom Hals, werfe sie fort. / Ruhig laufen. Ruhig + gleichmäßig atmen. Mich besinnen. Vernünftig überlegen. Ich bin Beamter, Vernunft zu verwalten + abzulegen zwischen *vernageln* und *vernuten* ist mein Ressort.

Sie ist damals gegangen, abgehaun vor mir + der langweiligen Un-Vernunft meines Daseins. Versuche, diese Frau zurückzuholen, gingen sämtlich bereits im Ansatz verlor. So ging Zeit durch mein Büro. / Jetzt geht die Frau langsam eine breite Straße entlang, an den Rändern immer gleiche Kulissen, das ist geblieben, ebenso Gestank aus sterbenden Häusern (ob in den Kellern Jemand lebt). Hinzu treten Spaliere rostiger Gaslaternen, fast sämtlich ohne Licht + zum Teil mit zerschlagenen Glasscheiben. *Wer hätte gedacht, daß du solch Verwirrung erreichst nach sovielen Jahren meines beamtischen Todes.* Das Bild, das bleibt, Erinnerung an die Schamlippen dieser Frau. Ich werde sie wiedersehen. Heute noch. / Die Frau geht einige Stufen hinab zum Eingang 1 Kellers. Sie zieht 1 Schlüsselbund, die rohe Eisentür aufzuschließen, aus der Tasche.

Komm. Sag ich von der Straße her. Die Frau wendet sich zu mir.

Komm. Sag ich noch einmal.

Es geht nicht.

Weshalb. Die Zeit unsrer Trennung war lang genug ein Anderer zu scheinen inzwischen.

Zu lang. Sagt die Frau, streicht mit der Hand über die kahle Hälfte ihres Kopfes (die Haut dort schimmert jetzt bläulich) und flackernd verlöscht ihr Lachen.

Das versteh ich nicht. Sage ich.

Sie steigt die Kellertreppe herauf. *Würd ich mit dir gehn,* sagt sie, *ich müßte mich aus meiner Gegenwart befreien.*

Ich antworte ihr, daß ich *Alles* für sie tun werde. Sie schweigt, sucht meinen Blick. *Warte hier.* Und eilt die Stufen zum Keller hinab, öffnet die Eisentür, und kehrt erst nach geraumer Weile zurück, in Händen 1 Maschinenpistole + einige Schachteln Munition. Mit ihrer dunklen, ruhigen Stimme sagt sie, ich solle zu einem Haus gehen, das DIE ZENTRALE heißt. Dort müsse ich, im Keller beginnend, bis hinauf zur obersten Etage, DIE CHEFS erschießen. / Die Bestimmtheit ihrer Forderung erlaubt keine Fragen. Diese Frau mochte die Natur ihrer Ängste aus alltäglich=nichtiger Furchtsamkeit herausgelöst haben, das Ergebnis: IN DER ZENTRALE DIE CHEFS ERSCHIESSEN.

Als die Frau mir Waffe + Munition reicht, spür ich in der Hand das kalte Metall des automatischen Gewehrs, ein vor Kälte fettiges Empfinden. Die Munition wiegt schwer in den Taschen meines Anzugs + schlägt obszön gegen Hüfte + Oberschenkel. Die Frau bezeichnet den Weg zu diesem Gebäude, das, wie sie sagt, allerorten als DIE ZENTRALE bekannt sei. Ich gestehe, nie etwas von der Existenz einer ZENTRALE gewußt zu haben. Abermals bringen Ruhe + Entschlossenheit dieser Frau meine Fragen + Zweifel zum Schweigen. Benommen wie Schlafwandler im Zwang ihres Traums gehe ich die beschriebenen Wege, Straßen + Gassen, entlang, nicht rückblickend zu ihr, nicht achtend auf die Gegend – merkmalslos ohnehin im ewigen Einerlei zerstörten + verfallenden Gemäuers. Der Weg ist weit; meine Uhr, deren Werk ich aufzuziehen vergaß, weist 1 längst vergangene Stunde. Fahler Schimmer in Blau sickert durch Wolkentrübnis, die Wunde 1 neuen Tags blutet ihr Licht durch die Hülle der Nacht. Die Gemäuerenge tritt beiseite, ich gerate auf einen großen, vollkommen leeren Platz, Wind treibt Staub drüberhin. Im blassen Morgenlicht auf der gegenüberliegenden Seite DIE ZENTRALE. / Das vielstöckige Gebäude ohne Fenster, aus Betonteilen zusammengefügt zum gigantischen Bunker: der architektonische Imperativ. Sämtliche in anderen Stadtteilen verbreiteten Spruchbänder, Hybride aus Reklame Siegesmeldung Totschlag, fehlen am Beton der ZENTRALE: Macht + Tod sind ohne Sprache. / Nicht länger zögernd überschreite ich den Platz, schließe die Hand fester um die Waffe. Vor dem Eingang zur ZENTRALE 1 schwerbewaffneter Posten. Mich + die Maschinenpistole, zudem die unverhohlene Absicht das Gebäude zu betreten, vor Augen, unternimmt der Posten keinen Versuch mein Vorhaben zu vereiteln. Kein Muskel im bleichen Kindergesicht des Soldaten zeigt Veränderung, er nimmt von mir + der Waffe keine Notiz. Unbehelligt trete ich durch den Eingang – ein bissig weiß erleuchtetes Viereck – hinein ins Innere der ZENTRALE. Neonlicht wirft sich einen kahlen Flur entlang, der mich zu einer Art Empfangshalle führt, das Licht schmerzt in den Augen wie Flugsand. In den Wänden Aufzüge mit geöffneten Türen, wartend + leer. An einer Stirnseite der Halle 1 Treppe in den Keller; die Frau hat mir aufgetragen, dort zu beginnen. Als ich, die Halle durchquerend, nach oben schau, sehe ich, als stünd ich im Innern 1 quadratischen Schornsteins, die Unzahl der Etagen: Galerie über Galerie wie Ränge in einem irrsinnig aufgestockten Opernhaus. Unterhalb eines-jeden Stockwerks Drahtnetze; in der ZENTRALE scheint die Gefahr des Abstürzens groß. Ich zähle die Ränge bis 20, dann verlieren sich die nachfolgenden Etagen im Genetze aus Draht, aber es folgen gewiss noch viele. / In den Wänden zu beiden Seiten des Kellers Bunkertüren – nichts bezeugt die Anwesenheit von Men-

schen. Wie das Versprechen an die Frau einlösen in einem Gebäude ohne Menschen? / Ich öffne die erstbeste Tür : Und prall gegen menschliche Stimmen, Hammerwerke aus Gebrüll : In der Saalmitte zu beiden Seiten eines Gangs hinter Paravents aus blutbespritztem weißen Stoff werden auf Operationstischen zerstückte Menschen von Chirurgen zusammengenäht, + sofort von Männern in fleckigen Gummischürzen zu einer der beiden Längsseiten der Halle geschleift, wo routinierte Hände die Opfer an X-förmige, in die Wand eingelassene, Gestelle fesseln. 1 Mann geht von Gestell zu Gestell, zieht ein ums andremal 1 Fleischermesser + durchtrennt die von den Chirurgen soeben genähten Gliedmaßen. Lustlos, im Gestus der Alltagsroutine, vollführt der Mann=mit=dem=Messer seinen Schnitt. Danach nimmt man die Opfer von der Wand, um sie hinter 1 der Paravents erneut den Chirurgen zu übergeben. – :Von der Tür diese Fabrik des Entsetzens überschauend, sehe ich die Reihen werkender Büttel, unermüdlich pausenlos ohne Erbarmen. Hier gibt es nichts mehr zu ermitteln; das Schreien 1 mechanischer Reflex wie das Schlachten 1-ander tödlich hassender Feinde, deren Hass, zur Maschinerie des Hassens verwandelt, ohne Sprache bleibt ohne Flüche + in der Ödness alles Mechanischen ohne Lust : Hier heißt Arbeiten Vernichtung festgelegter Quantitäten Fleisch. An 1 Schmalseite der Halle eine Reihe von Aufzugsschächten, woraus von Zeit zu Zeit neue Opfer in den Saal getrieben werden, während man die verstümmelten Toten flink + reibungslos fortschafft. / Längst schau ich den Torturen nicht mehr zu, taumele durch den frei gebliebenen Gang zwischen den Paravents in blutigem Traumbild von Schrecken zu Schrecken. In 1 Ecke des Saals auf erhöhtem Podest 1 Schreibtisch, dahinter im weißen Kittel der Mann (das Gesicht will 1 dunkle Brille verbergen), der CHEF DES KELLERS. Ich zögere keinen Moment. Die Waffe zur Brusthöhe des Mannes erhoben, schieße ich. Die Projektile zerreißen den Leib des Chefs – rote Krater im weißen Stoff – der Mann stürzt ohne Laut vornüber auf seinen Schreibtisch, die Arme fallen dem Kopf voraus + hängen wie 2 Pendel vom Tisch herab, die Schreibtischunterlage aus Löschblättern saugt betulich das Blut des getöteten Chefs. Als ich mich umkehre, die Ohren ertaubt vom Lärmen der Waffe, scheint niemand von der Schlachtung des Chefs etwas bemerken zu wollen; kein Haufe treuer Angestellter, der sich dem Mörder entgegenstellt, keine Sekretärin, das Gesicht papierfahl + professionell verlogen, die heimlich-heldisch zu Telefonhörer od Alarmknopf greift. Ich sehe die Mechanik des Grauens ungehindert abrollen, sehe die Chirurgen Gliedmaßen aneinandernähen, den Metzger seine Schnitte tun; Opfer werden fortgeräumt, neue rücken auf. Ich fliehe in 1 der wartenden Aufzüge + drücke mit zitternden Fingern den Knopf zur 1. Etage. Bevor die sich schließende Tür das Kellerbild auslöscht, seh ich 2 Männer in Gummischürzen mit routinierter Hand den Leichnam des Chefs forträumen. //

Ich erinnere die letzte Etage.

Schwere, weinrot bedämpfte Tür; das Zimmer ein Schrein aus dunklem Holz, Grünpflanzen mit schildförmigen Blättern senken sich tief herab in den Raum. Bücherregale, geschnitzte Tempel, der Schreibtisch in Mahagoni : Die Spitze der ZENTRALE in einem hohen Sessel (schwarzes Leder mit Knöpfen aus Gold). Als ich die Tür aufreiß, erhebt sich der Mann aus dem Sessel + schreitet auf moosgrünem Teppich lautlos mir entgegen. Sein Anzug aus Nadelfilz ummaßt den Graumelierten wie die Uniform den hohen Offizier. Im Raum das Aroma von kostbarem Holz + das kühle vom Rauch der Zigarren. Ab welcher Etage stinkt Blut nicht mehr nach Blut. Die Frau, die mir die Waffe gab, hatte mir auch diese letzte Etage gewiesen. ER, CHEF DER OBERSTEN ETAGE, hat sich niemals hinabbemüht in Schreien + Unrat, in Blut + Scheiße der Gefolterten. Die gepflegte Hand greift zur Klinke. *Schließen Sie bitte die Tür.* Sagt er ruhig + gefaßt vor seinem Tod + wendet sich zu mir. Diskret bis in den Untergang + Verschweigen das Letzte Gebot. Lächeln um seine dünnen Lippen, als ich die Waffe hebe +

schieß. Der Anzug des Mannes zerreißt in Rubine auf grauem Grund, 1 Kugel trifft ihn am Kopf, 1 Büschel Grauhaar schnell aus dem Schädel, spielt Entsetzen vorm eignen Gehirn + fällt der Eminenz, CHEF DER OBERSTEN ETAGE, voraus ins Teppichgrab. / Am Flurende die Kabine des Aufzugs, Baalmaul gelb + hohl. Während 1 Morgens habe ich mehr als zwei Dutzend Menschen erschossen, ich habe tatsächlich aufgehört sie zu zählen. *Nichts* habe ich dabei über den Zweck der ZENTRALE erfahren, sofern die ZENTRALE 1 Zweckes außerhalb ihrer Eigenexistenz bedarf. Und *nichts* erfahren von den Ängsten jener Frau, in deren Auftrag ich schoß. Das ist gut, ich habe kein Interesse an Bürokratie + will *nichts* wissen von fremder Seele. Ich will ins Tal ihrer Schenkel, dunkle Sommer, 1 Mundspalt Schrei an meinem Ohr. Sie hat diese Schlachtung benötigt, was weiß ich wofür; ich habe es getan für sie, es gibt kostspieligere Fraun. /

DRAUSSEN 1 blauer Tag, in den Lüften Bittermandel + Abgas, Getümmel der Töne, Abflüsse strömen, die Stadt rauscht ihre Katarakte herab. Gemäuer aus bröckeligem Ziegel, Windböen fahrn durch leere Fenster – diese Stadt bleibt menschen-Los. Auf den Gehsteigen die Alibis zuletzt gehabter Nacht – Zigarettenkippen Frommshäute verschorfte Watte Schnapsflaschen leer + zerschellt, Kotzefladen vor Laternenpfählen – ich gehe durch den Trödel fremder Lust. Manche Fenster hinter Rollos, faltigen Lidern aus Holz, verborgen. Vielleicht unterbrechen jetzt die Radiostationen ihre frühmorgendlichen Musiksendungen, die UNGEHEUERLICHKEIT : MORD IN DER ZENTRALE zu verkünden denen, die UNGEHEUERLICHKEITEN stets so rasch vergessen. In allen Etagen habe ich Büttel diskret routiniert perfekt die Leichen der Chefs forträumen sehn. Später, erst jetzt + schon auf dem Weg zurück zu der Frau, fiel mir ein, daß ich versäumt hatte nachzuschauen, wer die toten Chefs ersetzen mag: 1 Mann 1 Frau : Die ZENTRALE wird von dieser Entscheidung nicht betroffen sein. Menschen zu töten bedarf nicht allein des Blutvergießens. Ich werde zurückgehen zu dieser Frau + ihr sagen, daß *nichts* sich verändert hat. / DRINNEN Dunkelheit einer Kellerwohnung (keine Fenster). Das 1zige Licht von Draußen zwingt sich zögernd an mir vorbei. Ich bleib in der Tür, den Raum entziffernd: Auf dem Bett, als sei sie aufgebahrt, den nackten Körper auf weißem Grund ausgestreckt, die Frau. Sie kehrt sich zu mir, zieht die Beine an den Leib, ihre Brüste blühen aus ihren Händen. Zwischen den Schenkeln bleich das Nachbild 1 männlichen Gliedes. Dicht unter der Haut tritt um ihre Lende 1 Röhrchen wie eine Ader aus der Hüfte heraus + mündet in handtellergroßen Polster. Aus dem Zimmerdunkel ihre Augen, 2 schwarze Steine; sie löst die Hand von den Brüsten + drückt langsam auf das weiße Plastik: der Godemiché erigiert.

Der Mann bin ich. Sagt die Frau.

Bevor ich gehe, lass ich bei dieser Frau im Keller 1 Stück Papier zurück, darauf geschrieben der letzte Satz:

WENN ICH DIR EINESTAGES WIEDERBEGEGNE
WERDE ICH DICH TÖTEN.

Gekürzter Textauszug aus: Reinhard Jirgl, Genealogie des Tötens.

© Carl Hanser Verlag München 2002

Die Zitate sind der Taschenbuchausgabe von dtv (3. Auflage, 2010) entnommen. Der Auszug "Heart of Clay" befindet sich auf den Seiten 59–76.

„Kritik findet sich in der verwendeten Form, nicht im Inhalt des Geschriebenen“ – Ein Gespräch*

I. Näherungen

Carsten Gansel: *Eine Frage mit Blick auf den nachfolgenden Beitrag zum „Neuen Konventionalismus“: Warum haben Sie sich gerade für diesen Ausschnitt aus der „Genealogie des Tötens“, nämlich die alptraumartige Geschichte „Heart of Clay“ entschieden. Warum nicht für einen Einstieg mit einem Teil aus „Die Unvollendeten“ oder „Abschied von den Feinden“?*

Reinhard Jirgl: Einer der Themen gebenden Begriffe in dieser Veranstaltung lautet *Revolution*. Im politischen Sinn aufgefasst, verbinden sich damit die verschiedensten Mittel; eines davon ist das politische Attentat. Ihm kommt innerhalb einer Revolution nicht selten die auslösende Funktion zu. Nun gibt es aber innerhalb der gesellschaftlichen Zustände dem Attentat günstige oder ungünstige Zeiten. Hätte beispielsweise Georg Elzers Attentatsversuch auf Hitler 1938 Erfolg gehabt, so bleibt zu vermuten, hätten daraufhin entscheidende Verläufe in der politischen Entwicklung Europas und der Welt sich anders gestaltet. Dagegen hätte das Attentat deutscher Offiziere um Stauffenberg auf Hitler sechs Jahre später auch im Erfolgsfall nur verhältnismäßig wenig noch bewirken können. Aber das sind Mutmaßungen. Wichtig bleibt zu erkennen, dass es auch in Diktaturen Zustände gibt, bei denen der Grad an Gewalt Herrschaft bereits ein solches Vergesellschaftungspotenzial erreicht hat, dass selbst ein Attentat auf den Diktator unerheblich bleibt. Und wie wäre es im jeweiligen Erfolgsfall um die Nachfolger an der Macht bestellt? Allgemein lässt sich sagen, dass im Weiteren stets das Amt und die Zeiten die Personen prägen, nicht umgekehrt. Hinzu kommt der Umstand, dass Epochen im Verfall hohe Mengen an Ehrdurst zur Herrschaft entbinden, das ist dann die Zeit der Frauen. Dies beinhaltet auch der Klytaimnestra-Mythos.

Carsten Gansel: *Mit derartigen Sachverhalten beschäftigt sich der gewählte Textauszug „Heart of Clay“. Man könnte den Text auch so lesen: Vermeintlich radikale Lösungen bis hin zur terroristischen Tötung verändern die Machtverhältnisse nicht wirklich. Schon bald gibt es wieder ein „Oben“ und „Unten“.*

Reinhard Jirgl: Ja. Der gewählte Textauszug aus „Heart of Clay“ ist die in meinem Prosawerk bündigste Einlassung auf diese Thematik, deshalb habe ich ihn ausgewählt. Unverkennbar besteht er aus mehreren Traummaterialien aus einer Zeit in der DDR, als sowohl ein Attentat als auch ein bewaffneter Aufstand unsinnig erschienen wären: Welche Einzelperson hätte denn zur damaligen Zeit dem Attentäter ein lohnendes Ziel sein können? Und woher hätte ein Staatsstreich Unterstützung bekommen? Vom Westen jedenfalls nicht. So bleibt der Traum vom Attentat. Und wer hätte nicht schon mal davon geträumt, Obrigkeiten mit Gewalt zu beseitigen, selbst wenn das – wie hier – vollkommen nutzlos erschienen wäre?!

* Das Gespräch fand am 13. Februar 2013 statt.

Carsten Gansel: *Andererseits könnte man sagen: Es bedarf nur eines spezifischen Auftrags, einer bestimmten Norm- und Wertsetzung, die Gewalt legitimiert.*

Reinhard Jirgl: Gewalt dieser Form gehört als das äußerste Mittel zu jedem Dispositiv politischer Macht. Die Frage nach der Legitimität muss bei dieser Macht als Institution ansetzen, nicht bei ihren Mitteln. Das ist der Inhalt des Begriffs vom Ausnahmezustand. Der aber erscheint als solcher jenseits der allgemein gültigen Rechtsnormen.

Sie haben bereits in ihrer ersten Frage die Veränderung der Machtverhältnisse angesprochen – ein weitläufiges Thema. Hier nur soviel: Weil sämtliche in der Geschichte passierten Machtumgestaltungen auf dialektischer Ebene stattfanden, d.h. im Kern aller Verhältnisse lag bzw. liegt auch die Fähigkeit des Umschlagens ins Gegenteil dessen, was existiert, kann man meines Erachtens etwas zugespitzt davon sprechen, dass eine wirklich qualitative Änderung angesichts der von Ihnen angesprochenen Dichotomien von „Oben“ und „Unten“ bis heute nicht stattgefunden hat. Jegliches historisch-gesellschaftliches Erscheinungsgelände kennt diese Aufteilung und kann ihr auch nicht entgehen. Man lasse sich von Parolen nicht täuschen. Allerdings stellt diese eingeforderte qualitative Änderung die Maximalforderung für eine allseits gerechte Gesellschaft dar, sie wird wohl immer eine Utopie bleiben. Dafür existieren aber verschiedene Grade von Freizügigkeiten, die die gesellschaftlichen Zustände, in geringerem Ausmaß freilich, durchaus qualitativ voneinander scheiden.

Carsten Gansel: *In der „Genealogie des Tötens“ heißt es, „die Macht zum Töten“ sei ein „konstanter Bestandteil jeder Macht“. Pointiert formuliert, wäre damit eine Kontinuitätslinie von der Antike bis ins 20. Jahrhundert und die Gegenwart gezogen.*

Reinhard Jirgl: So gesehen ist das zutreffend als die Bestimmung des Signifikats jeder souveränen Macht. Es besagt aber wenig, sofern man bei dieser Kontinuität der Tötungsmacht nicht das genealogische Moment, also die „Genealogie der Feindschaft“ (siehe Baudrillards 4 Stadien als Entwicklungsgrößen), herbeizitiert. Hier formulieren sich bedeutende Unterschiede in den einzelnen Signifikanten, und stets sind es ja die Signifikanten, die auch im Gesellschaftlichen das Leben als bewussten, aktiven Prozess immer in veränderten Formen erscheinen lassen.

II. Rückblicke

Carsten Gansel: *Kommen wir auf Ihren Beginn als Autor. Seit der Fertigstellung des „Mutter Vater Romans“ Mitte der 1980er Jahre stapelten sich mehrere Manuskripte ohne eine Chance auf Veröffentlichung. Dazu gehörte auch die „Genealogie des Tötens“. Ihr war zweierlei beschieden, „der Wartestand und das Verstauben“. Wie geht man damit als Autor um, dem daran liegt, dass seine Texte öffentlich werden.*

Reinhard Jirgl: Das war für mich eine sehr zwiespältige Situation. Zum einen habe ich dieses Manuskript, und neben ihm später noch fünf andere, als in der DDR unveröffentlichbar in meinem Regal verstauben sehen. Diese Texte waren oftmals dem Feuer näher als dem Druck. Zum anderen ist der Entzug von Öffentlichkeit noch kein Grund, das Weiter-schreiben aufzugeben. Ich war beim Schreiben in einem Sinn „nur“ mir selbst verantwortlich, musste auf nichts und niemanden Rücksicht nehmen. Und im anderen Sinn machte

ich die konkrete Erfahrung jenes Ausspruchs von Oscar Wilde, demzufolge alle Kunst zwecklos sei.

Carsten Gansel: *Zwischen 1985 bis 1989 hatten Sie von daher so etwas wie eine „heimliche Existenz als Schriftsteller“. Warum haben Sie sich nicht dem angeschlossen, was man vor 1989 den „Künstlerbiotop Prenzlauer Berg“ nannte?*

Reinhard Jirgl: Diese Nichtzugehörigkeit geschah aus eigener, bewusst getroffener Entscheidung. Der Anschauungsunterricht, den ich bei einigen Besuchen als Unbekannter in einem Café, dem Treffpunkt der angesprochenen Künstlerszene, erteilt bekam, hat mich rasch ernüchert: Ich beobachtete die gleichen autoritären Verhältnisse, die gleiche Unterwürfigkeit, die jene „Gurus“ von ihren Gefolgsleuten erwarteten und die jene Gefolgschaft ihren „Anführern“ entgegenbrachte, wie ich das im selben Ausmaß von staatlichen Organisationen kannte. Wozu also vom Regen in die Jauche gehen? – Damals war ich über derlei Beobachtungen erschüttert, heute weiß ich sie als Gesetzmäßigkeit, die wohl bei allen so gestalteten „Untergrund-Szenen“ vorherrschen dürfte.

Carsten Gansel: *Andererseits wäre es doch – korrigieren Sie mich – Ende der 1980er Jahre möglich gewesen, in der Bundesrepublik zu veröffentlichen. Dies umso mehr, da sie in Heiner Müller einen prominenten Fürsprecher hatten?*

Reinhard Jirgl: Heiner Müller hätte zu DDR-Zeiten mir tatsächlich die Möglichkeit bieten können, im Westen zu veröffentlichen. Weil er einen Dauerreisepass besaß, wäre es ihm kein Problem gewesen, meine Manuskripte bei Verlagen in der Bundesrepublik anzubieten. Aber bedenken Sie, was mit mir, der ich ja im Osten lebte und nicht fort konnte, daraufhin passiert wäre. Denn solch illegales Tun wäre für mich nicht folgenlos geblieben: „Besuch“ der Staatssicherheit, Verhaftung, Anklage, Knast etc. – vermutlich das volle Programm. Diesen Mühen wäre ich, der weder ein Funktionärselternhaus noch irgend einen anderen schützenden Hintergrund besaß, sondern in diesem Sinn allein war, gewiss buchstäblich nicht lebend entkommen. Müller wusste das. Er wollte mich vielmehr als Schriftsteller, der in der DDR lebt und schreibt, legalisieren. Dem galten seine Versuche, mich zu fördern. Aber, wie ich im Nachwort meines kürzlich neu edierten Erstlings „Mutter Vater Roman“ anmerke, an den Höhen bürokratischer Mauern scheiterte in der DDR bisweilen selbst der mit einem Reisepass zum Überwinden der Einen Mauer beflügelte Heiner Müller. Damit unterblieben im Wesentlichen auch in aller Folgezeit seine weiteren Förderversuche.

Carsten Gansel: *Wie war Ihre Erfahrung nach 1989, als die Möglichkeit bestand, eigenständig einen Verlag zu suchen?*

Reinhard Jirgl: Unmittelbar nach der Wende bin ich auf eigene Faust bei Westverlagen hausieren gegangen. Aber auch im Westen wartete niemand auf niemanden, schon gar nicht auf Manuskripte eines vollkommen Unbekannten aus dem Osten. Ich musste ein weiteres Mal ernüchert feststellen, dass viele Plätze bei Westverlagen von den in Frage kommenden DDR-Schriftstellern schon seit langem besetzt waren. So erhielt ich selbst nach dem Döblin-Preis 1993 vom Lektor eines sehr großen deutschen Verlags in Hinblick auf bereits im Verlag angekommene Autoren aus der DDR die ablehnende Auskunft: „Das Boot ist voll!“

Carsten Gansel: *Dennoch gab es nach dem Döblin-Preis Veränderungen.*

Reinhard Jirgl: Das ist richtig. Der Döblin-Preis bewirkte schließlich in schriftstellerischer Hinsicht meine private Wende in Gestalt des Hanser Verlags in München, bei dem ich bis heute veröffentliche.

Carsten Gansel: *Kommen wir noch einmal auf Heiner Müller. In welcher Weise war er für Sie als Person und Autor wichtig?*

Reinhard Jirgl: Heiner Müllers Blick auf Themen und Sprache, die Illusionslosigkeit gegenüber allen großen Versprechungen der Geschichte, seine literarische Bildung – durch dies allein war Heiner Müller für mich ein großer Mutmacher. Eine bekannte Äußerung von ihm umschreibt seine Poetik: „Die Funktion von Kunst besteht darin, die Wirklichkeit unmöglich zu machen.“

Insbesondere von seinem Umgang mit Sprache, die Textkompositionen betreffend, konnte ich vieles lernen, obwohl ich Romancier und kein Dramatiker bin. Es mag bieder klingen, aber das war mein Bestreben: von Heiner Müller lernen zu wollen, der sich meiner Arbeiten ernsthaft annahm.

Carsten Gansel: *Mit Blick auf die Rezeption von Literatur aus der DDR in der Bundesrepublik haben Sie einmal gesagt, Ihnen habe nicht behagt, dass da propagandistische Kriterien eine zu starke Rolle spielten.*

Reinhard Jirgl: Was ich damals als eine Singularität von westlichen Kulturbeamten und ähnlichen Leuten gegenüber der Wahrnehmung von Literatur und Kunst allgemein aus der DDR verstand, insbesondere inmitten des Kalten Kriegs, nämlich die „eingerastete“ Wahrnehmung in Bezug auf propagandistische Kriterien anhand von simplen Mustern wie Dissidenz – Staatssicherheit (entweder Zuträger oder von ihr Verfolgter oder beides) – moralisches und künstlerisches Ringen mit dem Sozialismus und/oder mit dem Christentum, mit der Freiheit, den Menschenrechten, den Umweltfragen etc. pp., aber anhand dieser, übrigens nicht selten von DDR-Politikern lancierten „Kenngrößen“ wurden DDR-Schriftsteller und andere Künstler im Westen markttauglich gemacht (der Staat brauchte Devisen!); was mir also damals als Verlegenheitsgebärde westlicher Kulturbeamter gegenüber dieser terra incognita namens DDR erschienen war, das habe ich inzwischen als deren generelle Hauptmethode des Aufnehmens erkannt: ähnlich beschaffene Kriterien wendet man derzeit gegenüber fremden Kulturkreisen an, zumal wenn dortige politische Verhältnisse diktatorisch erscheinen. Man nimmt einzig sich selbst wahr, und aus dieser selbstbezogenen Wahrnehmung heraus betrachtet man den Anderen, den man sich durch immer die gleichen Standards bereits vorsortiert hat und nun in der Pose des Rechthabers über alles Heterogene verfügen will.

Aus diesen „Kenngrößen“ werden verknappte, tautologische Wahrnehmungsrasterungen gebildet, die einem je aktuell gültigen Konsensmuster in der (westlichen) Gesellschaft entstammen, woraufhin Zulassung oder Ausschluss (Nichtwahrnehmung) geschehen. Und einen derartigen „Verwurstungsprozess“ habe ich schon seinerzeit als im höchsten Maß unkünstlerisch betrachtet, um nur den geringsten Vorwurf zu formulieren. Wer sich einmal auf solche Schiene eingelassen hat, der ist künstlerisch verloren.

Carsten Gansel: *Letztlich haben Sie der düsteren Situation in den 1980er Jahren aber etwas abgewonnen: Rückblickend sprechen Sie davon, dass Ihnen die Nichtteilnahme am Literaturbetrieb ein „Höchstmaß an schriftstellerischer Freiheit“ gebracht hätte.*

Reinhard Jirgl: Wie bereits erwähnt, habe ich es während der erzwungenen Nichtteilnahme am Literaturbetrieb zu DDR-Zeiten und kurz danach beim Schreiben und Korrigieren des Geschriebenen im Wesentlichen „nur“ mit mir selbst zu tun bekommen. Auch der beste Kritiker und Förderer kann mir natürlich nicht die Entscheidungen beim Schreiben und die Eigenverantwortung in jeder Hinsicht für das Geschriebene abnehmen. Was dem eigenen Konzept am ehesten entspricht, das muss nach wie vor ich allein entscheiden. In dieser, durchaus positiven, Hinsicht hat sich bis heute an meiner Arbeitsweise nichts geändert. Und diese Zeit während der auferlegten Abstinenz ist natürlich hinsichtlich des Schärfens der eigenen Sprachmittel eine gute Schule gewesen!

Carsten Gansel: *Literatur gilt als eine herausragende Form der „Selbstbeobachtung von Gesellschaften“. Dies bedeutet auch, dass sie sehr wohl auch Schockierendes präsentieren kann und muss. Ich will gar nicht sagen „erzählen“. Insofern kann Literatur einen „gesellschaftlichen Normalismus“ „aufstören“. Wie stehen Sie zu diesem aufstörenden Potenzial, das von Texten ausgehen kann?*

Reinhard Jirgl: Im Jahr 1988 hatte Heiner Müller einen kleinen Text über mich geschrieben. Darin hat er, wie ich finde, mich und mein Schreiben bestens charakterisiert. Wenn ich ihn hier mit einigen Zeilen aus diesem Text zitieren darf: „Mangels größter Gegner hat er sich auf den Alltag eingeschossen, das Leben in der Tiefe, das von der Mehrheit gelebt wird, von den geborenen oder selbsternannten Eliten verdrängt. Seine Neugier gilt, gegen den verordneten Flachkopfoptimismus, den Kellern (auch den individuellen), nicht den Fassaden.“ Und Müller schließt: „Der Schrecken geht vom Gegenstand aus, nicht vom Auge.“ (!)

Ich verstehe mein Schreiben als Angriff in Form von Kritik an jeglichem Soseinmüssen von Menschen in ihren gesellschaftlichen und individuellen Gegebenheiten. Hierher gehört auch das Wechselverhältnis zwischen Kritik und Aufklärung.

Für mich als literarischen Schriftsteller findet sich u.a. diese Kritik in der verwendeten Form, nicht im Inhalt des Geschriebenen. Ich habe es stets als unzureichend, auch als unlauter, empfunden, die Bedeutung und Funktion von Texten allein im Bereich des Inhalts dieser Texte zu suchen und durch ihn allein transportieren zu wollen. Die Netze der Inhalte sind infolge ihrer Beliebigkeit viel zu weitmaschig, um als Gradmesser für Bedeutung allein fungieren zu können. Viel eher und vor allem viel umfassender findet auch die Kritik in einem Text ihren Ausdruck im *textuellen Selbst*. Das heißt, der Katalog möglicher Zeichen und deren Bedeutungen kann direkten Zugang zum Kern eines Textes bieten; kann direkt Abbild und Ausdruck der disziplinierenden, äußeren Macht sein. Dies erscheint mir als eine weitaus gegenständlichere Methode, einem Text unter Zuhilfenahme der äußeren, der disziplinierenden Macht-Strukturen und deren Ausrichtungen auf jeden Einzelnen auch eine politische Bedeutung und Provokanz zu geben.

Carsten Gansel: *Bei einer so gesetzten Poetologie, also bei einem derartigen Verständnis von Literatur müssten Sie mit Notwendigkeit ein Schreiben ablehnen, in dessen Folge – ich vereinfache – leicht konsumierbare Texte entstehen.*

Reinhard Jirgl: Was ich besonders verabscheue, ist „Trostliteratur“. Sie ist verräterisch in dem Sinn, dass sie mit im Grunde unlebbaren Zuständen einen lebbareren Kompromiss vor-spiegelt. Das ist nicht nur dem Kitsch aufs nächste verwandt, sondern generell unmenschlich. Diese Schreibe verdirbt nicht allein die Sprache, was schlimm genug wäre, sondern benimmt dem Menschen seine besten Fähigkeiten, nämlich das auch geistige Sichwehrenwollen ge-gen abtötend Unlebbares, und sediert ihn statt dessen zum reinen Konsumenten noch des eigenen Elends.

Carsten Gansel: *Mit Ihrer Abwehr einer „Trostliteratur“ kommen wir auf den Leser. Autoren wünschen sich – ich glaube, dass man das so sagen kann – „mündige Leser“, also sol-che, die sich auf Texte einlassen, die bereit sind, Zeit zu investieren, die nicht nur an der Oberfläche kleben. Wie sind Ihre Erfahrungen in dieser Hinsicht?*

Reinhard Jirgl: Naturgemäß sind meine Erfahrungen in dieser Hinsicht weit über das ge-samte Spektrum von Teilnahme bis Nichtteilnahme der Leserschaft meiner Bücher gestreut. Dass letzteres – die Nichtteilnahme – bei weitem überwiegen dürfte, zeigt der Verkauf mei-ner Bücher; andernfalls wären sie Bestseller.

Die mir angenehmsten Leser sind immer diejenigen, die über eine gesunde Neugier verfü- gen, die bereit sind, Ungewohntes anzunehmen; die nicht immer nur das, was sie schon hundertmal gehabt und gelesen haben, noch einmal haben wollen, und die sich von gewis- sen Normen einiger Literaturgroßkritiker und den Gewohnheiten der Fernsehunterhaltung als unverdorben erweisen. Das, erfahrungsgemäß, bildet freilich nicht die Mehrheit der Le- ser.

III. Beobachtung und Kritik

Carsten Gansel: *Sie haben mitunter im Gespräch verneint, ein „Intellektueller“ zu sein. Aber was ist Ihr Essay anderes, als der Versuch, an gesellschaftliche Entwicklungen „ana-lytisch“ heranzugehen bzw. zu beobachten. Dies zumindest wäre ein Kennzeichen intel- lektueller Arbeit.*

Reinhard Jirgl: Nun lassen Sie uns keinen Streit um Begriffe führen. Meine Vorbehalte gegenüber dem auf mich angewendeten Begriff des Intellektuellen – er ist ein Ehrentitel – liegt am inzwischen inflationären Gebrauch dieser Bezeichnung. Nicht jeder Schreiberling ist auch gleich ein Intellektueller. Mit „Intellektualität“ verbinde ich bestimmte geistige Fä- higkeiten, Einsichten, auch Zukunftsentwürfe. Gilles Deleuze definierte den Intellektuellen als jemanden, der „über ein Vorwissen verfügt“. Dies aber besitze ich nicht, jedenfalls nicht im bewussten Sinn. Bei mir reicht’s nur zum Kritiker in der oben angesprochenen Form.

Carsten Gansel: *Für den „Westen“, wie Sie in Ihrem Essay beschreiben, gehören Demo- kratie und universelle Freiheit zum Selbstverständnis. Diese zu schätzenden Werte werden aber in dem Augenblick fragwürdig, ja paradox, wenn sie zur Begründung für neue Kriegs- anlässe dienen.*

Reinhard Jirgl: Demokratie und Freiheit, gar universelle Freiheit (lassen wir es dahin ge- stellt sein, ob eine solche existent oder auch nur wünschenswert sein kann), gründen im- mer auf dem Boden von Kriegen. Das sind die Geburtsnarben für Demokratie und Freiheit.

Oder man könnte auch sagen, Demokratie und Freiheit verfügen über eine inhärente Dialektik, die jederzeit ihr Gegenteil hervorlassen kann. Bekanntlich kam Hitler weder durch einen Staatsstreich noch durch eine Revolution, sondern durch demokratische Wahlen an die Macht. – Um es anders zu formulieren: Freiheit im engeren Sinn existiert nirgends, nur verschiedene Grade von Freizügigkeit; diese und Demokratie sind gegenüber Gewaltherrschaft auch derzeit seltene, überdies empfindliche Zustände, die dadurch einerseits bedroht sind, andererseits müssen demokratisch geprägte Staaten im planetaren Wettbewerb mit anderen politischen Verhältnissen konkurrieren, indem sie gewisse Machteffekte „importieren“, um in diesem Wettbewerb stabil bestehen zu können. Die Rückwirkungen der Kolonialkriege im 19. und 20. Jahrhundert auf die europäischen Gesellschaften geben dafür Beispiele. Es gibt in diesem Sinn einen immensen Gewalttransfer aus nichtdemokratischen in ursprünglich demokratische Gesellschaften. Das hat die Dimension des Virologischen, und so gibt es verkommene Diktaturen und verkommene Demokratien. Weil derlei instabile Zustände unberechenbare Folgen zeitigen können, sind sie gefährlich. Daher rührt das von Ihnen angesprochene Paradox, das sich beständig wiederholen muss, um die demokratischen Formen zu erhalten.

Carsten Gansel: *Kehrt hier unter anderem Vorzeichen die Unterscheidung in „gerechte Kriege“ (bellum iustum) wieder, die es seit der Antike gibt, die im Real-Sozialismus unter Bezug auf Lenins Schrift „Sozialismus und Krieg“ in Verbindung mit der Revolution gesehen wurde oder in der Gegenwart im Dschihad sowie dem Kampf dagegen eine Rolle spielt?*

Reinhard Jirgl: Eine Unterscheidung in „gerechte“ und „ungerechte“ Kriege gehört zur Vokabelliste der Sieger bzw. jener, die einer Ideologie verpflichtet sind, in deren Ideenkonstrukten sie selbst als Gerechte, Gute, Fortschrittliche etc. sich betrachten können, um in einem Krieg diesem Fortschritt zum Sieg zu verhelfen. Daher führen diese Kräfte stets die Parole des Verteidigungs-, aber nicht des Angriffskrieges. Eine solche Betrachtungsweise ist nur für die jeweilige Propaganda von Bedeutung, für eine historische Analyse ist sie wertlos. (Über den Dschihad kann ich nichts sagen. Darüber müssen andere reden, die sich dazu berufen sehen.)

Außerhalb solcher Positionen sind Kriege das, was Clausewitz darüber schrieb: „Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel.“ Das heißt, die kriegerischen Auseinandersetzungen bilden innerhalb der politischen Betätigungsfelder bei unversöhnlichen Interessenkonflikten nur den zugespitztesten, nicht den alleinigen Kampf (und das Kriterium der Freiheit, worunter zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kulturen zwar höchst Unterschiedliches gemeint ist, besitzt dennoch stets einen besonders großen Handelswert!). Wenn man sich von Parolen nicht irreleiten lassen will, dann muss angesichts jedes kriegerischen Konflikts die erste Frage lauten: Wem nützt dieser Krieg? Also: Wer hat ein Interesse daran, eine politische Situation dieser Art herbeizuführen?

Das gilt sowohl für die aktuellen militärischen Konflikte im Nahen und Mittleren Osten sowie in Afrika als auch für die Wirtschafts- und Finanzkriege auf internationaler Ebene mit oftmals verschwommenen, rasch wechselnden Frontierungen. Die Vereinnahmung des Politischen durch das Ökonomische, das Schwächen der Staats- und das Erstarren der Wirtschaftsmächte, erweist sich dabei nicht, wie oft behauptet, für derlei Konflikte als befriedungsfördernd, sondern letztlich als Brandbeschleuniger: Der Konkurrent ist auch der Feind, er ist zu beseitigen durch Rentabilitätssteigerung der eigenen Vernichtungsindu-

strie, siehe den „Rüstungswettlauf“ im 20. Jahrhundert. Die Folge ist die Ununterscheidbarkeit von zivilen und militärischen Bereichen – der „Totale Krieg“, der ja niemals beendet wurde, vielmehr zur „Totalen Arbeit“ mutieren konnte. – Solcherart Vermischungen mit den zugehörigen Begrifflichkeiten erschweren im Kriegsfall den Friedensschluss, das erklärt in dieser Epoche die Fülle an schwelenden Konflikten weltweit.

Carsten Gansel: *Herr Jirgl, ich danke Ihnen für das Gespräch.*

Von der Idee der Revolution zur Praxis der Regression – der Neue Konventionalismus*

Zum Begriff des Neuen Konventionalismus. Durch Gespräche, Lektüre, Äußerungen unterschiedlichster Art von sehr verschiedenen Menschen habe ich in den letzten zwanzig Jahren Meinungen erfahren, die, so verstreut sie auch gewesen sind, in manchen Punkten doch zu einem deutlichen Abbild einer hierzulande bestehenden Mentalität sich verdichtet haben. Diese verstreuten Auffassungen, Ideen, Wünsche, Optionen hinsichtlich politischer, sozialer und kultureller Gegebenheiten habe ich daraufhin gebündelt zu dem Begriff des *Neuen Konventionalismus*. Wobei (noch) unentschieden bleibt, ob diese verstreuten Auffassungen zu einem systemischen Begriff sich verfestigen oder aber zu ganz anderen Bildungen aushärten werden. Dieser Vorgang befindet sich noch im Fluss; er soll im Folgenden für einen Moment seine immerhin vorstellbare Verfestigung erfahren. Wobei meine persönliche Meinung zu den angesprochenen Themen keine Rolle spielt; ich verstehe mich hierbei allenfalls als Kritiker, nicht als Meinungsmacher oder Systembegründer.

Bei Marcel Proust findet sich folgender Satz, mit dem er die Haushälterin Françoise in einer bestimmten Situation charakterisiert: „Françoise hatte noch nicht begriffen, daß unsere gefährlichsten Gegner nicht diejenigen sind, die uns widersprechen und uns zu überreden versuchen, sondern die, welche Nachrichten übertreiben oder erfinden, die uns Kummer bereiten, diesen aber dabei nicht einmal einen Anschein von Berechtigung geben, der unsern Jammer lindern und uns vielleicht etwas wie Achtung vor einer Partei einflößen würde, die solche Leute uns vielmehr um jeden Preis, damit unsere Qual vollkommen sei, als erbarmungslos und unbegrenzt mächtig vor Augen stellen.“¹

Das hier angesprochene Thema ist die durch mediale Aufbereitung absichtsvoll vermittelte Angst. Seit den Zeiten von Proust haben sich die Dimensionen dieser Angst erweitert; sie ist global geworden.

Die erste Erscheinung globalisierter Angst ist der permanente Alarmzustand, der ausnahmslos für jeden gelten soll; spätestens seit dem 11. September 2001 auch für Nordamerikaner. Nicht aber der Krieg der Werte, schon gar nicht ein irrig vermerkter „Krieg der Kulturen“, ist gegenwärtig in die Offensive getreten, vielmehr das Kriegerische in den Werten selbst – nicht primär der Krieg arm gegen reich, sondern der Krieg um die Verteilung von Ressourcen der Macht in ihrer Aushärtung zu Herrschaft. Damit fängt alles an. Dieser Krieg reorganisiert die Grenzen innerhalb der grenzenlos vorgestellten Welt und durch die bestehenden Gesellschaftsschichten hindurch. Als Konsequenz folgt daraus ein orientierendes Denk- und Handlungsmuster, das ich bezeichnen möchte als *Neuen Konventionalismus*.

Zu dieser scheinparadoxen Begriffsfügung kurz einige Anmerkungen hinsichtlich seiner historisch politischen Bedeutung in der Gegenwart, auch um ihn vom Konservatismus-Begriff abzugrenzen. Zum Verdeutlichen seiner Inhalte nehme ich im Folgenden versuchsweise die Position derer ein, die sich dieser Denkhaltung verbunden sehen:

* Vortrag, gehalten am 14. Januar 2013.

1. Die „Aufklärung“ und in deren Folge die Moderne haben einerseits dem Menschen die Metaphysik entzogen („Gott ist tot“), andererseits sind die Freiheits-Träume aller bisherigen Revolutionen, die das Inthronisieren einer als progressiv vorgestellten Menschheit behaupteten, an den Klippen der aus ebendiesen Revolutionen hervorgekommenen Diktaturen zerschollen. Das metaphysische Defizit gilt es nun aufzufüllen: Gott als Werte-Schöpfer, die Zehn Gebote als allzeit gültiges, ethisches Regelwerk.
2. Das Ich des Einzelnen ist eine gleitende Größe; dessen Verfestigung gilt es zu vermeiden. – Vorgestellte Perspektiven: die *reine Wissenschaft*, die *interesselose Geistigkeit*, *Information* ist nur von Wert, solange sie auch zu verwandeln ist in *Kommunikation*.
3. Grundlage für Kommunikation ist die Sprache. Alles Expressive, das auf die Launenhaftigkeit eines dahinter verborgenen, eigensinnigen Ich verweist, ist abzulehnen. – Dies gilt auch für die Historie, die eine endliche Menge aus Fakten ohne Geheimnis bildet. Also lassen Fakten zu fertigen Gültigkeiten sich produzieren.
4. Die Lebensweise des Einzelnen ist dem Epochebegriff unterstellt; Mikrobiographien und „patch work“-Lebensweisen sind zu überwinden.
5. Historisches dient nicht länger als Denkperspektive. Statt der Analyse der Historie gilt die Suche *Dem Ursprung*; der liegt vor der Geschichte, vor dem Körper, der Welt und der Zeit. Ursprungssuche gilt i.e.S. der Suche nach *Gott*, von *Ihm* als dem Ursprung des Menschen ist des Menschen ursprüngliche Herrlichkeit: *der Mensch ist gut*. Damit befindet sich der Ursprung jenseits der Kritik.
6. Am Anfang aller Dinge steht dessen Wertvollstes und Wesentlichstes: die Wahrheit. Sie gilt es wieder zu finden, denn sie ist unveränderlich. Erst mit der Geschichte beginnen sämtliche Unzulänglichkeiten und all die Surrogate für Freiheit.
7. Der Krieg ist nicht „aller Dinge Vater, aller Dinge König“ (wie Heraklit meinte). Kriegerische Konflikte sind zu zerstreuen, daraufhin in Hege zu nehmen und zu zivilisieren; Kriege finden ihr Ende (ihre Befriedung), indem sie sich in ihren eigenen Widersprüchen verfangen und schließlich darin erschöpfen. Damit verschwindet die Gewalt aus dem Leben und weicht dem universellen Frieden, dem Konsens mit dem Gesetz, das seinerseits fußt auf Der Wahrheit. Dessen Regelwerk bedeutet die große moralische Umkehr von Gewalt und Krieg – die Einkehr in den Ewigen Frieden: Die Strategien des Friedens (die zivilisatorischen Effekte) höhlen den Krieg aus; durch die Risse im Panzer des Krieges schimmert die Macht des Friedens.
8. Die Gesellschaft prägen einerseits verbindliche Normative – Werte; sie sind weder historisch noch gesellschaftlich determiniert, sind nicht gegeben von konkreten Machtverhältnissen und Interessen derer, die sie durchsetzen, sondern Werte gelten als rein phänomenal. Andererseits ist der Konsensus Urheber aller funktionsfähigen Handlungsmuster – die Hierarchiegebilde in der Geschäfts- und Arbeitswelt. Beides im Zusammenschluss bildet, nach dem Ende des Industriezeitalters, eine Menge an Personeneinheiten zur funktionsfähigen Gruppe und versetzt diese, durchaus im sportiven Sinn, in Form. Ein Begriff wie „Schwarmintelligenz“, der im Kern ein Opfer-Ethos des Einzelnen für die Gruppe beinhaltet, findet hier seinen Ansatz und seine normative Gültigkeit. – Und schließlich:
9. Der Wille des Menschen ist frei.

Soweit zu einigen Leitmotiven des Neuen Konventionalismus. Der Begriffsinhalt, an manchen Stellen auch in sich widersprüchlich, stellt offenkundig Mischformen dar aus Appell, Ideenkritik, Wunschdenken, er findet sich gegenwärtig in allen politischen Parteien; seine fundamental prägende Geste ist die *Regression*. – Wie kann eine so beschaffene Geistes-

und Lebenshaltung ein revolutionäres Moment entwickeln? Und wird dieses revolutionäre Moment dann noch dem „klassischen“ Begriff von Revolution genügen? – Im Folgenden möchte ich einige der angesprochenen Inhalte diskutieren, um daraus eine mögliche Perspektive zum Thema der Revolution abzuleiten.

Unter Ägide solcher Konventionen, insbesondere zur Durchsetzung des Friedens auf der Folie des Krieges, muss zwangsläufig die Wiederlegitimierung und das Aufmarschfeld zur Durchführbarkeit von zunächst „konventionellen“ Kriegen, auch in seit Jahrzehnten scheinbar krieglos gebliebenen Regionen in Europa, erneut aufbereitet werden. Denn Krieg wird mit Werte-Inhalten, nicht aber mit wirtschaftlichen und politischen Interessenkonflikten in Zusammenhang gebracht. Als Kriegsanklässe gelten, gemäß oben genannter Normative, die Durchsetzung von universeller Freiheit und Demokratie für alle auf der Welt und überall nach stets denselben Regeln. Kriege sind mithin Instrumente für die Setzung universeller allgemeiner Geschäftsbedingungen namens Demokratie und Freiheit. Dieses Konstrukt als Identitätsstifter soll den alten Begriffsinhalt der Nation ablösen. Der soziologisch bestimmte Terminus Gesellschaft selbst verwandelt sich dabei weitgehend in den strukturalen Begriff der Öffentlichkeit, die sich auf Konsensfähigkeit trainiert mittels totalisierter Kommunikation.

Öffentlichkeit sollte ursprünglich als Kontrollinstanz die Gesellschaft bewahren insbesondere vor oligarchischen Regierungs- und Verteilungspraktiken. Aber ein solches Vertrauen in das Funktionieren dieser Instanz Öffentlichkeit ist unbegründet. Öffentlichkeit erscheint innerhalb der bürgerlichen Gesellschaftssysteme als Bündel heterogener Interessenlagen, und ihre Bestrebungen bleiben ohne Legitimität. Das wird deutlich anhand der simplen Tatsache, dass zwar jeder das Recht hat, frei über nahezu alles öffentlich zu reden, doch ein Recht, dass dieses Gerede auch für wertvoll zu erachten und dementsprechend zu handeln sei, ist damit keineswegs verbunden: es bleibt der „speaker's corner“-Effekt.

Andererseits findet dieselbe Öffentlichkeit sich zunehmend paralysiert durch schubweise losgetretene Kampagnen unterschiedlichster Inhalte, doch mit stets gleich bleibender Pose hochgeschraubter Relevanz. Dadurch geht als erstes beim Rezipienten der Maßstab für wichtig/unwichtig verloren, denn Wissen ist nicht per se wissenswert. Über die in Rede stehenden Sachverhalte im Einzelnen weiß diese Öffentlichkeit immer weniger zu sagen, schlichtweg weil für die komplex und zugespitzt hereinbrechenden Probleme es den Zugehörigen in der Gesellschaft im steigenden Maß an Einsicht, fachlicher Kompetenz und Erfahrung mangelt. Wenn die „vox populi“ einen solchen Grad an Subversionsverlust erlitten hat, dass es passieren kann, beispielsweise einen Taxifahrer über *cash flow*, *Derivat Handel*, *Hedgefondsmanagement*, *Euro-Schuldenkrise* und *Klimawandel* parlieren zu hören, Begriffe aus Fachgebieten, von denen er vermutlich so viel versteht wie ich, nämlich gar nichts, dann könnte man daran nicht etwa den Zuwachs an Mündigkeit ersehen, sondern vielmehr die Einbuße an Erfahrung und Identität des Einzelnen, der mit solcher Camouflage von Wissen zu wissen meint. Denn den privilegierten Status für Kompetenz, Wert und Entscheidungsbefugnis, also für Gültigkeit und Herrschaft, reservieren sich nach wie vor autoritäre Instanzen in Medien, Parlamenten, in der Wirtschaft. Was nicht heißen muss, dass Autorität und Status automatisch Wissen bedeuten; möglicherweise existieren in allen Etagen der Gesellschaft mehr Taxifahrer als man glaubt. – Nahezu beliebig steuerbar hat Öffentlichkeit sich selbst zu dem am leichtesten kontrollierbaren und lenkbaren Medium für Oligarchen degradiert. Und so wiederholt man öffentlich die für Öffentlichkeit präparierten Verbalformen, woraufhin die Empfänger sich allein dadurch schon im Besitz von Wissen und Zuständigkeit wähnen. Diese Attitüde, eine Arroganz ohne Grund, ver-

wandelt die rationalen Erkenntnisse in Theologeme: Längst glaubt man auch an wissenschaftliche Beweise, an Nachrichtenmeldungen und an Demoskopie, wie Religiöse an die jungfräuliche Geburt oder die Auferstehung nach dem Tod. Dasselbe im Politischen: Die Erfahrbarkeit von Demokratie, einem ohnehin sehr großmaßstäblichen Begriff, dem weltweit vielleicht nur ein Dutzend Staaten genügen, und zwischen denen dürfte das Gefälle beträchtlich sein; die Erfahrbarkeit von Demokratie also schwindet im selben Maß, wie die Grenzen zwischen demokratisch und despotisch verwischen. Verkleinert man nämlich den Blickmaßstab, wird man innerhalb der demokratischen Gehäuse alle Formen von Selbstermächtigung, Autokratie, oligarchischen Herrschafts- und Verteilungsformen erkennen, also genau das, was per definitionem eine demokratische Öffentlichkeit verhindern sollte. Die praktische Erfahrbarkeit von Demokratie scheint dem Alltag der Menschen in immer geringerer Weise gegeben.

Eine solchermaßen installierte Öffentlichkeit ist zwar eine ineffiziente Öffentlichkeit, weil darin sämtliche akuten Konflikte, wenn nicht durch zufällige Indiskretion, dann bestenfalls im Nachhinein bekannt und benannt werden. Aber gerade in dieser Gemengelage aus Inkompetenz, Erfahrungsverlust, rudimentärem Wissen und unprivilegierten Redeformen entwirft Öffentlichkeit ein präzises Bild von den Konfliktausmaßen der je aktuellen Zeit. Entgegen aller staatstragenden Parolik fungiert sie somit in gewisser Weise als Gedächtnis für Spannungen und Zerwürfnisse innerhalb der Gesellschaft.

Immer undurchsichtiger und zugleich unkontrollierbar gewordene Machenschaften planetar operierender Banken und Konzerne, mit immer katastrophaleren Folgen für alles außerhalb ihrer Interessenbereiche Stehende, lassen die Kluft zwischen materieller und geistiger Verelendung, von der Dritten bis in die Erste Welt, bedenklich aufklaffen. Und der bereits von aller Konkretetheit losgelöste Begriff „Globalisierung“ muss nunmehr als Quelle solch verordneter, repressiver Selbstentäußerungen zur schrittweisen Entmündigung der Bürger gelten. Verbreitete Existenzangst rührt vor allem hieraus. Denn in den Massen-Demokratien finden sich allumfassend Lebens-Beschleunigungen nur selten aus den Bedürfnissen der Massen herrührend angedreht. Das Neue in seinem Neu-Sein sucht dem erklärten Alten zu entfliehn, der Schub hierfür – die „Innovationsspirale“ – zwingt zu immer größerer Beschleunigung, damit zu immer weiterer Eskalation von Zwang, gleichbedeutend mit einer „Mimesis von Gewalt“ (wie René Girard dies beschreibt), infolge dessen das Alte auf neuem Grund sich reinstallieren kann. Existenzängste auch, weil innerhalb beschleunigter Wertzyklen weder persönlicher Bildungsgrad noch materielles Vermögen eine stabile Lebenssicherheit garantieren können. Und den alten Grundsatz „Schutz für Gehorsam“ haben die Diktaturen im 20. Jahrhundert bereits restlos entwertet; heute findet sich durch die Souveränitätseinbuße der Staaten dieser Grundsatz nahezu ohne Inhalt.

Als Reaktion darauf erscheint ein Neues, das im Wesenskern als etwas sehr Altes sich erweist: ein Partisanentum, nun aber entgrenzt und weltweit agierend, siehe den 11. 9. 2001 in den USA und die Folgeaktionen weltweit, als „Terrorismus“ nur unzulänglich begriffen. Denn „dieser Terrorist“ ist ja nicht immer ein solcher – er besitzt eine konkrete kulturell-historisch-politische Herkunft, die mit Terror nichts zu tun hat –, sondern allein funktional ist er in dieser Form beschreibbar. Auch bieten die heterogenen Absichten aller Terroristen keinen Ansatz zum Systembegriff. Dieser Terrorist ist eine Erfindung des Westens! Im Eigentlichen handelt es sich dabei um die Neuformulierung des Barbaren, jener inferioren Gestalt, die im 18. Jahrhundert in den europäischen Geschichtsdiskursen wieder auftauchte. Grausam, böse, gierig, destruktiv und antisozial, durch Feindschaft zur Zivilisation unrettbar verdorben (wobei als Zivilisation stets die westliche Zivilisation gesetzt wird) –

solchermaßen charakterisiert, stellte der Barbar seinerzeit das Seitenstück zum „edlen Wilden“ dar. Letztere Denkfigur ist heutzutage unter Maßgabe der politischen Korrektheit außer Kurs, weil sie unmittelbar in den rassistischen Diskurs hinüberführte. Dem „neuen Barbaren“, der Andersheit, fehlt in den heutigen Diskursen die positive Entsprechung; Andersheiten müssen sofort den bestehenden Systemen integriert werden.

In seiner politischen Ausformung erschien das Barbarentum noch vor kurzem als „Schurkenstaaten auf der Achse des Bösen“. Wodurch den so gesetzten „Terroristen-Staaten“ bezüglich der westlichen Demokratien eine apologetische Funktion zukommt, weil „der Westen“ im Kontrast dazu seine eigene historische Erzählung befestigen und erweitern kann: die Erzählung um Vernunft, Ordnung, Gewaltenteilung, Freiheit und Wahrheit, i.a. also die Erzählung der *Aufklärung* im Ursprung der westlichen bürgerlich-liberalen Gesellschaftsmodelle. Zugleich kann hieraus dieser Westen die eigene Legitimität auch perspektivisch mit allen Mitteln begründen. Und diese seine Mittel entlehnt er zunehmend jenen der „Barbaren“ – politische Virologie zur bürgerlichen Gewalt und frei nach Saint-Just: „Was verroht werden kann, wird verrohen.“²

Diese angesprochene Form des Terrorismus ist ein direktes Produkt des Kapitalismus, das ihn, den Kapitalismus, letztlich stärken wird! Oder besser, um den starren Systembegriff zu meiden (denn Kapitalismus ist keine Konstante), die Stärkung der konstitutiven Momente all dessen, was Kapitalismus seit zwei Jahrhunderten heißt: politische Ökonomie; zyklische Historie und Diskursivität; spezifische Macht, Herrschaft, Recht; Expansivität. Um einen Satz von Karl Marx über die Armut auf den Terrorismus anzuwenden: Es ist zwar nicht ursächlicher Zweck des Kapitalismus, Terrorismus zu produzieren, aber ohne diese Entwicklung ist Kapitalismus nicht denkbar. Denn das Element des Terroristischen steckt im Keim auch in jeder bürgerlich-humanistischen Gesellschaft, und die verschiedenen faschistischen Staaten im 20. Jahrhundert, hierzu zählt auch der Stalinismus, sind sämtlich kein „Betriebsunfall“ des Humanismus, sondern dessen Wesen. So würde erst gemeinter Krieg gegen Terrorismus i.e.S. Krieg gegen den Kern des Kapitalismus bedeuten, und Kampf gegen den Kapitalismus wäre allein mit terroristischen Mitteln durchführbar. Diese Entwicklung ist längst erkannt, doch ihr zu wehren unmöglich, weil Perspektiven für die Zeit danach nicht existieren. Sämtliche klassisch revolutionären Befreiungshorizonte aus der Vergangenheit haben in ebendieser Vergangenheit sich selbst durch sich selbst entwertet. Daher Parolen wie „Kampf dem Terrorismus/Kampf dem Kapitalismus“ in der Öffentlichkeit lediglich als politisches Placebo fungieren, ob deren Wortverfechter daran glauben oder nicht, ist ohne Belang. Radikale aller Arten sind vielmehr als die äußerste und zugleich die effektivste Form des Regierens einer Bevölkerungsmasse anzusehen; die zunehmende Radikalisierung von Teilen einer Bevölkerung entspricht also dem Machtkalkül: Staatsfeinde sind immer zur Stelle, sobald ein Staat Feinde benötigt. – Solch umfassender, maximierter Verausgabung auf der einen Seite folgen auf der anderen Seite Stillstand und Lähmung, die „Hamletisierung der Gesellschaft“ (Carl Schmitt): Ort und Zeit für die Wiederkehr des Alten, all jenes mithin, das bereits die Erfahrung des Scheiterns in sich birgt. Doch ähnlich dem Vater-Geist im „Hamlet“ wiedererscheint das Alte dann aus *seiner* ureigenen historischen Wahrheit heraus, unabhängig von Wünschen und Wollen derer, die ihm in der Gegenwart vertrauensvoll die Tür offen halten.

Der Praxis des Neuen Konventionalismus entspricht grundsätzlich eine *aktive Regression*: dem Gewordenen nicht parieren, vielmehr das Gewordene reparieren. Die somit vorgestellte Regression beschreibt lange Wege, vorzüglich bis weit vor die Eingänge zur Moderne, um dort gewissermaßen humanistische Reparaturstützpunkte einzurichten. Reparatur

all dessen, was in diesem Sinn durch Machteffekte in der Vergangenheit die Katastrophen des Humanismus bescherte.

In dieser, zumindest kognitiv angenommenen, Reparaturmöglichkeit besteht die Verführung dieser Geisteshaltung, indem das Element Zeit mit ihren Verknüpfungen von *Macht und Herrschaft* einerseits aufgetrennt erscheinen kann, und andererseits die Zeitabhängigkeit des denkenden Ich selbst keine Berücksichtigung finden soll, um den Gedanken der oben angesprochenen postulierten „Reinheit des Ursprungs“ nicht ad absurdum zu führen. Letzteres setzt ein stabil und zeitinvariant aufgefasstes Cogito voraus. So könnte Nietzsches Bemerkung sich verstehen, derzufolge die Fassung des Descartesschen Cogito *oberflächlich* sei.

Ausgehend vom bisher Gesagten versuche ich nun, wie eingangs erwähnt, den Entwurf einer Perspektive, wie sie sich mir als Schriftsteller in der Arbeit an *meiner* Sprache entlang der Linie von sprachlicher und gesellschaftlicher Entwicklung darstellt. – Das Ende der Erosion staatssozialistischer Systeme und zeitgleich die „Unterspülung“ des staatskapitalistischen Pendants zu Beginn der 1990er Jahre, vorrangig in Europa, ließ im ökonomischen, juristischen, politischen Sinn verwischte Großräume mit unklaren Konturen und Einflusssphären zurück. Namentlich der klassische Begriff des Politischen schien außer Kraft gesetzt; das Ökonomische hatte sich des Politischen bemächtigt und weitgehend assimiliert. Von der Freund-Feind-Dichotomie finden sich seither die ökonomischen Beziehungen in globalen Ausmaßen ebenso aufgeladen, wie einige Elemente des verschwundenen Staatssozialismus wirksam blieben, wenn auch in modifizierter Weise, wie das der Blick auf das neue Staatenblockkonstrukt *Vereintes Europa* zeigt: insbesondere die Techniken der Vereinheitlichungen; wirtschaftlicher und politischer Dirigismus auf die blockbildenden Einzelstaaten; Normierung der Informationen; umfassende Überwachungs- und Kontrollmaßnahmen der Bevölkerung; zentralisierte Bürokratie (Brüssel); Kriterien westlicher Demokratie (Gewaltenteilung, Meinungsfreiheit, Menschenrechte, Umweltschutz) gelten als Waffen in planetaren Wirtschafts- und Finanzkonflikten. Hier erfolgt ein Oktroi nicht mehr einer einzigen, als progressiv vorgestellten Ideologie, sondern der einzig gültigen Geschäftsbedingungen in ihrer Verzahnung mit der „biopolitischen Macht“. Daraus entsteht ein europäischer Parlamentarismus mit auffallend schwacher politischer Effizienz. Damit einhergehend erleiden die so verwalteten Staaten einen hohen politischen Souveränitätsverlust. Die hieraus geformte Chimäre so genannter neoliberalistischer Gebilde, von einigen Kritikern als „Raubtierkapitalismus“ bezeichnet, stellt in der Gegenwart die dominierende Gesellschaftsform. Eskalierende Wirtschafts- und Finanzkriege, deren verheerende Folgen sich beschleunigen durch den hohen Vernetzungsgrad von global agierenden Wirtschaften und Banken, ohne dass dem ein wirksames, weil unter diesen Verhältnissen nicht legitimierbares Ausgleichsinstrument entgegenstünde, sind Kennzeichen insbesondere des letzten Jahrzehnts. Die Praxis des planetaren Vernetzens hat sich längst als „Schönwetter“-Idee erwiesen; in friedlichen Konjunktur-Zeiten für die Angeschlossenen hohe Erträge, in Krisenzeiten perniziöse Auswirkungen selbst auf jene Segmente, die am Zustandekommen der Krise keine unmittelbare Schuld tragen – der Flächenbrand-Effekt. Die globale Vernetzungsidee erscheint unter diesem Aspekt als die Aberration der Idee von der „proletarischen Weltrevolution“ aus kommunistischen Theoriekonstrukten.

Wenn die Elemente des Neuen Konventionalismus, einer umfassenden Regression folgend, dereinst tatsächlich den paradigmatischen Gestus innerhalb der gesellschaftlichen Beziehungen ausmachen sollten, dann lässt sich darin etwas erkennen, was man auf den ersten

Blick niemals mit einem Konventionalismus in Verbindung bringen würde: das Vermögen eines *revolutionären Potentials* im ursprünglichen Wortsinn. Die logische Konsequenz aus dem regressionsbestimmten Neuen Konventionalismus nämlich ist das Streben nach *Separation*. Dies ist die in diesem Zusammenhang mir am häufigsten begegnete Option, und sie entspricht der natürlichen Reaktion von Menschen, sobald die Zustände chaotisch werden. Dann nimmt man sich aus dem Geschehen und tritt beiseite, um sich zu sammeln. In diesem allgemeinen politischen und sozialen Zusammenhang bedeutet Separation die strikte Auftrennung sämtlicher Aktionsbereiche in politischer, wirtschaftlicher, kultureller Hinsicht. Solchermaßen Separation bewirkt in diesen drei konstitutiven Bereichen Folgendes:

- a)** Der wiedererstarkte Territorialstaat als Ausgleichsinstrument zur Steuerung zwischen gesellschaftlichen Ansprüchen auf der einen und aller zügellosen Gier aus Privatinteressen auf der anderen Seite. Auflösung jeglicher Blockbindungen, dazu gehört auch die so genannte West-Bindung Deutschlands, nach dem 2. Weltkrieg zwar eine historische Notwendigkeit, doch nichts in der Historie ist von Ewigkeit.
- b)** Entflechtung der extrem krisenanfälligen, verfilzten Wirtschafts- und Finanzgeschäfte, vorrangig die Aufkündigung der einzigen, weltweit verbindlichen Leitwährung des Dollar zugunsten frei konvertierbarer, nationaler Währungen.
- c)** Im Kulturellen die Reformulierung dessen, was in abgegrenzten Kulturkreisen das Selbst bedeutet, die souveräne kulturelle Identität. Daraus dürfte sich der Nationen-Begriff neu formulieren und begründen.

Ein in diesem Sinn durchgesetzter Neuer Konventionalismus mit seinem Kern eines revolutionären Moments wäre keine Revolution des kriegerischen, sondern des zivilen Umsturzes von Bestehendem (das Bestehende besteht in der Gegenwart hauptsächlich aus dem Verfall des Bestands). Vor allem wäre es keine Revolution des Bruchs mit überkommenem Wissen – gerade in der Verfestigung der Empirik aus altem Wissen heraus formuliert sich diese Revolution des Neuen Konventionalismus. Sein ursächlicher Antimodernismus findet sich anhand des revolutionären Vermögens unversehens modern, während dem Revolutionären herkömmlichen Begriffs sämtliche Zuschreibungen aus der klassischen Moderne verloren gingen. Revolution und Regression haben in dieser Hinsicht die Plätze getauscht. Somit ist vielleicht das wirklich Neue daran eine weitere Episode innerhalb der unendlichen Geschichte politischer Ironie.

Anmerkungen:

- 1 Marcel Proust, „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“, Band 3 „Die Welt der Guermites“, Rütten & Leoning Berlin 1975, S. 23
- 2 eigentlich: „Was man unterdrücken kann, wird unterdrückt werden.“

